

(Nachdruck verboten.)

14

## Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

### Dreißigstes Kapitel.

Eudlich hatte der Vorsitzende seine Rede beendet. Er nahm den Fragebogen und gab ihn dem zu ihm herantretenden Obmann. Die Geschwornen standen auf, freuten sich, daß sie hinausgehen konnten, und begaben sich einer nach dem andern in das Beratungszimmer, wobei sie wie Leute, die sich genieren, nicht wußten, was sie mit ihren Händen anfangen sollten. Sobald sich die Thür hinter ihnen geschlossen hatte, trat ein Gendarm an die Thür, riß seinen Säbel aus der Scheide, schaltete ihn und blieb so an der Thür stehen. Die Richter erhoben sich und gingen fort. Die Angeklagten wurden ebenfalls hinausgeführt.

Nach ihrem Eintritt ins Beratungszimmer holten die Geschwornen, wie früher, vor allen Dingen Cigaretten hervor und begannen zu rauchen. Das Unnatürliche und Falsche ihrer Lage, das sie mehr oder minder im Saal auf ihren Plätzen empfunden, war vorüber, sowie sie das Beratungszimmer betreten und sich Cigaretten angezündet hatten. Jetzt verteilten sie sich mit einem Gefühl der Erleichterung in dem Zimmer, und alsbald begann ein lebhaftes Gespräch.

„Das kleine Mädchen ist nicht schuldig, es war verwirrt“, sagte der gutmütige Kaufmann; „man muß nachsichtig mit ihm umgehen.“

„Das werden wir schon erwägen“, erwiderte der Obmann. „Unsere persönlichen Eindrücke dürfen wir nicht nachgeben.“

„Der Vorsitzende hat schön gesprochen“, bemerkte der Oberst.

„Ja, schön! Ich wäre beinahe eingeschlafen.“

„Die Hauptsache ist, daß die Bedienten nichts von dem Gelde wissen konnten, wenn die Maslowa nicht mit ihnen unter einer Decke gespielt hätte“, sagte der Kommiss mit jüdischem Gesichtstypus.

„Also was; hat sie nach Ihrer Ansicht gestohlen?“ fragte einer der Geschwornen.

„Das glaube ich um keinen Preis!“ rief der gutmütige Kaufmann, „die rotäugige Spitzbübchen hat alles verbrochen.“

„Sind lauter brave Menschen“, sagte der Oberst.

„Aber sie sagt doch, daß sie nicht ins Zimmer hineingegangen ist.“

„Und das glauben Sie? Ich möchte dieser frechen Person in meinem ganzen Leben nicht trauen.“

„Na und? Das macht auch viel aus, wenn Sie ihr nicht trauen“, sagte der Kommiss.

„Den Schlüssel hat sie gehabt.“

„Was denn? Was hat sie da gehabt“, erwiderte der Kaufmann.

„Und der Ring?“

„Das hat sie ja gesagt!“ schrie der Kaufmann wieder. „Der Kaufmann war stramm und noch dazu betrunken; hat sie geprügel. Na, und nachher hat's ihm natürlich leid gethan: „Da, nimm das und weine nicht!“ Was für ein Keul: zwölf Berescht, glaube ich, und gegen acht Pud schwer.“

„Darauf kommt es nicht an“, unterbrach ihn Peter Gerasimowitsch, „die Frage ist die: hat sie die ganze Sache eingefädelt und die andern verleitet, oder aber die Bedienten?“

„Die Bedienten allein können es nicht gethan haben. Sie hatte den Schlüssel.“

So ging die Unterhaltung ziemlich lange planlos hin und her.

„Erlauben Sie, meine Herren“, sagte der Obmann. „Sehen wir uns an den Tisch und beraten. Bitte schön“, sagte er und setzte sich auf den Platz des Vorsitzenden.

„Sind doch ein abscheuliches Volk, diese Mädchen“, sagte der Kommiss und erzählte zur Bekräftigung seiner Meinung, daß die Maslowa die Hauptschuldige wäre, wie ein solches Mädchen einem seiner Freunde auf dem Boulevard die Uhr gestohlen hätte.

Der Oberst fing bei dieser Gelegenheit an, einen noch frappanteren Fall zu erzählen, der den Diebstahl eines silbernen Samowars zum Gegenstand hatte.

„Meine Herren, bitte an die Fragen“, sagte der Obmann und klopfte mit dem Bleistift auf den Tisch.

Alle schwiegen. Die Fragen waren so formuliert:

1. Ist der Bauer aus dem Dorfe Boroki, Bezirk Strawitski, Simon Petrow Kartinkin, im Alter von dreiunddreißig Jahren, schuldig, am 17. Januar 188\* in der Stadt N. den Kaufmann Smjeltow vorzüglich ums Leben gebracht zu haben, in der Absicht, ihn im Einverständnis mit andern zu berauben, und zwar durch Darreichung von Gift in Cognac, wodurch tatsächlich Smjeltows Tod erfolgte, sowie ihm ungefähr zweitausendfünfhundert Rubel und einen Brillantring entwendet zu haben?

2. Ist die Kleinbürgerin Euphemia Iwanowna Wotschkowa, im Alter von dreiundvierzig Jahren, des in der ersten Frage angeführten Verbrechens schuldig?

3. Ist die Kleinbürgerin Zekaterina Michailowna Maslowa, im Alter von siebenundzwanzig Jahren, des in der ersten Frage angeführten Verbrechens schuldig?

4. Wenn die Angeklagte Euphemia Wotschkowa gemäß der ersten Frage unschuldig ist, ist sie dann schuldig, am 17. Januar 188\* in der Stadt N., als Angestellte im Gasthause Nauritanien, heimlich aus dem verschlossenen Koffer eines Einwohners des Gasthauses, des Kaufmanns Smjeltow, in seinem Zimmer befindliche zweitausendfünfhundert Rubel entwendet und zu diesem Zweck den Koffer mit einem zur Stelle geschafften, untergeschobenen Schlüssel geöffnet zu haben?

Der Obmann las die erste Frage vor.

„Nun, was meinen Sie, meine Herren?“

Diese Frage wurde sehr schnell beantwortet. Alle antworteten übereinstimmend: ja, er ist schuldig der Teilnahme an der Vergiftung und Beraubung. Nicht damit einverstanden, Kartinkin schuldig zu sprechen, war nur ein alter Markthelfer, der auf alle Fragen rechtfertigend antwortete.

Der Obmann glaubte, jener verstehe nicht recht, und erklärte ihm, daß nach allem ganz unzweifelhaft Kartinkin und die Wotschkowa schuldig wären; aber der Markthelfer erwiderte, er verstehe schon, aber es sei doch wohl besser, Mitleid zu haben. „Wir sind alle keine Heiligen“, sagte er und blieb so bei seiner Meinung.

Auf die zweite Frage in betreff der Wotschkowa wurde nach langen Erörterungen geantwortet: „Sie ist nicht schuldig“, da kein deutlicher Beweis für ihre Teilnahme an der Vergiftung vorlag, worauf ihr Anwalt besonderes Gewicht gelegt hatte.

Der Kaufmann, im Wunsche, die Maslowa zu rechtfertigen, bestand darauf, daß die Wotschkowa die Hauptanstifterin von allem sei. Viele Geschworne stimmten ihm bei; aber der Obmann, der streng geformt verfahren wollte, sagte, es sei kein Grund vorhanden, sie der Teilnahme an der Vergiftung zu bezichtigen. Nach langem Gestreit trug seine Meinung den Sieg davon.

Auf die vierte Frage bezüglich der Wotschkowa erfolgte die Antwort: „ja, ist schuldig“, und auf Drängen des Markthelfers wurde hinzugefügt: „aber verdient mildernde Umstände.“

Die dritte Frage betreffs der Maslowa rief einen erbitterten Streit hervor. Der Obmann blieb dabei, daß sie sowohl der Vergiftung wie des Diebstahls schuldig sei; der Kaufmann stimmte dem nicht bei und mit ihm der Oberst, der Kommiss und der Markthelfer. Die übrigen schwankten. Aber die Ansicht des Obmanns begann durchzudringen, namentlich weil alle Geschworne müde waren und geru der Meinung beitraten, die sie bald zur Einigung zu führen und damit auch zu erlösen versprach.

Nach allem, was bei der gerichtlichen Untersuchung vorgegangen, und so wie Nachsindem die Maslowa kannte, war er überzeugt, daß sie weder der Entwendung noch der Vergiftung schuldig sei, und anfangs glaubte er auch bestimmt, daß alle das anerkennen würden. Als er sah, daß die Entscheidung sich einer Verurteilung zuneigte — infolge der ungeschickten Verteidigung des Kaufmanns, die augenscheinlich auf seinem Wohlgefallen an der Maslowa beruhte, woraus

## Sonntagsplauderei.

er gar kein Fehl machte; sowie in Folge des Widerstands des Obmanns gerade aus diesem Grunde; hauptsächlich aber in Folge der allgemeinen Ermüdung —, da wollte er etwas dagegen sagen. Aber es war ihm schrecklich, für die Maslowa zu sprechen; es kam ihm vor, als würden alle sofort seine Beziehungen zu ihr erraten. Dabei fühlte er doch, daß er die Sache so nicht lassen könnte, sondern etwas erwidern müßte. Er wurde rot und blaß und wollte eben zu reden beginnen, als Peter Gerassimowitsch, der bis dahin geschwiegen hatte, augenscheinlich durch den gebieterischen Ton des Obmanns gereizt, plötzlich Einspruch zu erheben und dasselbe zu sagen begann, was Rechljudow hatte vorbringen wollen.

„Erlauben Sie,“ sprach er, „Sie sagen, sie hat gestohlen, weil in ihrem Besitz der Schlüssel war; aber konnten denn nicht die Zimmerbedienten nach ihr den Koffer mit einem nachgemachten Schlüssel öffnen?“

„Nun, gewiß, gewiß,“ stimmte der Kaufmann bei.

„Sie konnte ja kein Geld nehmen, weil sie in ihrer Lage gar nichts damit anzufangen weiß.“

„Dasselbe sage ich auch,“ bekräftigte der Kaufmann.

„Eher hat ihr Erscheinen den Angestellten den Gedanken eingegeben. Sie haben die Gelegenheit benutzt und dann alle Schuld auf sie gewälzt.“

Peter Gerassimowitsch sprach gereizt. Und seine Gereiztheit teilte sich dem Obmann mit, der insofgedessen besonders hartnäckig seine entgegengesetzte Ansicht zu vertreten begann. Aber Peter Gerassimowitsch sprach so überzeugend, daß die Mehrzahl ihm beistimmte und das Verdikt abgab, wonach die Maslowa an der Entwendung des Geldes und des Ringes nicht teilgenommen hätte, sondern der Ring ihr geschenkt worden wäre. Als aber die Rede auf ihre Beteiligung an der Vergiftung kam, sagte ihr eifriger Verteidiger, der Kaufmann, wieder, man müsse sie freisprechen, da sie gar keinen Grund gehabt, ihn zu vergiften. Der Obmann dagegen sagte, man dürfe sie nicht freisprechen, weil sie selbst eingestanden hätte, das Pulver dargereicht zu haben.

„Sie hat es dargereicht, aber geglaubt, es wäre Opium.“

„Sie konnte ihn auch mit Opium ums Leben bringen,“ erwiderte der Oberst, der sich gern in Kontroversen einließ; und er begann bei dieser Gelegenheit zu erzählen, daß die Frau seines Schwagers sich mit Opium vergiftet hätte und gestorben wäre, wenn sich nicht ein Arzt in der Nähe befunden und man rechtzeitig geeignete Maßregeln ergriffen hätte. Der Oberst erzählte so eindringlich, selbstgefällig und mit so viel Würde, daß niemand den Mut besaß, ihn zu unterbrechen. Nur der Commis war durch das Beispiel angefeuert und beschloß, ihm ins Wort zu fallen, um seine eigne Geschichte zu erzählen.

„Auf diese Weise gewöhnen sich andre daran,“ begann er, „daß sie vierzig Tropfen nehmen können; ich habe einen Verwandten . . .“

Allein der Oberst ließ sich nicht unterbrechen, sondern fuhr in seiner Erzählung von den Folgen des Einflusses von Opium auf die Frau seines Schwagers fort.

„Wahrhaftig schon 5 Uhr, meine Herren,“ sagte einer von den Geschworenen.

„Also wie ist es, meine Herren,“ wandte sich der Obmann an die Gesamtheit, „erkennen wir sie schuldig, aber mit Ausschluss der Absicht zu stehlen; und die Wertobjekte hat sie nicht entwendet. So richtig, ja?“

Peter Gerassimowitsch war mit seinem Sieg zufrieden und erklärte sich einverstanden.

„Sie verdient aber mildernde Umstände,“ fügte der Kaufmann hinzu.

Alle waren damit einverstanden. Nur der Markthelfer blieb bei seinem: „Nein, nicht schuldig!“

„Also der Spruch gestaltet sich so,“ erklärte der Obmann: „ohne Absicht zu stehlen; Wertobjekte hat sie nicht entwendet, folglich nicht schuldig.“

„Drehen Sie die Sache so: und verdient mildernde Umstände — damit das letzte, was übrig bleibt, von ihr abgewaschen wird,“ brachte der Kaufmann fröhlich vor.

Alle waren derart ermüdet und in den Streit verwickelt, daß niemand daran dachte, der Antwort hinzuzufügen: „ja, aber ohne böswillige Absicht auf das Leben.“

Rechljudow war so erregt, daß er das Versehen ebenfalls nicht bemerkte. In dieser Form wurden die Antworten in den Gerichtssaal gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn man mit der Wannseebahn eine knappe halbe Stunde hinausfährt, dann den weitläufig in zierlichen Gärten verstreuten Villenort durchwandert, so gelangt man bald an das vorläufige Ende der civilisierten Welt. Weistun dehnt sich ein kimmerliches Brachfeld, lehmiger Sandboden, der mit kleinen Erbüngen und Senkungen das geniale Ansehen tieferlicher Unregelmäßigkeit zu gewinnen sucht, und doch nur den traurigen Eindruck von Mattenraben erzieht. Mitten in dieser Oede aber befindet sich eine tiefere Mulde, und hier hauste das Wesen, zu dem ich vor drei Wochen hinausgepilgert war, obwohl der eifige Regen wie mit gezückten Lanzen mich zurückzutreiben suchte.

Die Sorge und Neugier, was für eine Pose uns nach Ostern die in dunklen Schleiern serpentinartige preussisch-deutsche Postfilial zeigen müßte, hatte mich zunächst veranlaßt, eine berühmte Kartenlegerin aufzusuchen; indessen die tiefjümmige Dame fand den Fall zu schwierig, den sie selbst mit Zuhilfenahme von Kaffeesatz und Eidotter und bei verdoppeltem Honorar nicht lösen zu können behauptete. Dagegen war sie in der glücklichen Lage, mir die Adresse eines Wissenden zu verraten, der zufällig, gerade vor einiger Zeit in die Nähe Berlins übergesiedelt. So machte ich mich am folgenden Sonntag auf den Weg.

Die Kartenlegerin hatte mir die Lage der Wohnung des Wissenden so genau beschrieben, daß ich keinen Augenblick im Zweifel war: hier diese Mulde beherbergte die ganze Erkenntnis der Welt. Die Gegend war nicht sonderlich anmutig. Der Boden war mit einem bläulich-blauen Grasgehäup überzogen, das die Blöße der unfruchtbaren Erde mehr enthüllte als bedeckte und dessen fahle Abgehörtheit keine Einwirkung mehr erweckte, als ob jemals der grüne Saitenschuß des Lebens in ihm gewesen. Ueber dem verdorrten Gras, fast die ganze Vertiefung ausfüllend, breitete sich eine Kolonie von außerordentlichen Trümmern einer ehemaligen menschlichen, allzumenschlichen Kitcheneinrichtung: Bräme, gelbe, weiche Steinartschäerben, ein paar Bierflaschen mit gebrochenen Hälsen, eiserne Töpfe mit abgeprüngtem Email, eine Blechschüssel mit schredlichen Beulen und weit klaffenden Wunden — alle den Boden gen Himmel gewandt — eine Brettsäule mit graunam abgeknittenem Stiel, der entsehllich verstimmelte Rumpf einer Gießlampe, dazwischen, bis zur Unkenntlichkeit zerfleischt, ein Kitzpantoffel, ein hinter Mannsfüße, dessen Sohle sich strebsam emporreckte, um einen im Oberleder gähnenden Abgrund zu überbrücken, was der hilfreichen Sohle allerdings nicht gelang, und endlich der halb verweste Leichnam eines Regenschirms, an dessen Seilett armselige Stoffe hingen.

Oh! Der Wissende hatte sich wahrlich kein komfortables Quartier ausgesucht, wenn auch die Weisheit auf äußerlichen Glanz gern verzichtet mag. Auf den Mat der Kartenlegerin hatte ich mir ein starkes Vergrößerungsglas mitgebracht, unter dessen Weißand ich nun die Kolonie sorgfältig absuchte. Vorsichtig und mit einem unüberwindlichen Gefühl des Glets hob ich die Scherben und Gefäße empor. In dem Munde eines verrosteten Topfes zerriß ich mir die Hand, aber, obwohl mich der Gedanke einer drohenden Blutvergiftung peinigte, suchte ich weiter, das Vergrößerungsglas vor den spähenden Augen. Nirgends war der Wissende zu finden. War er spazieren gegangen, ausgezogen oder gar gestorben? Schon wollte ich das vergebliche Bemühen aufgeben, da hörte ich aus der Gießlampe ein feines, klingend-schwirrendes Geräusch. Ich hob die umgestülpte Gießlampe empor und jetzt gewahrte ich ihn: Der Wissende lag auf der Erde und schauerte. Die Flut des einbrechenden Lichtes erweckte ihn und unwirsch fuhr er auf. Unter dem Vergrößerungsglas zeigte er doch eine ganz erstreckliche Länge, die für einen menschlichen Regierungsmann wohl ausgereicht hätte, und als er mit seinen vornehmen, münden Neugier mich böse anstarrte, zog ich unwillkürlich den Hut, warf mich der Länge nach auf den Bauch, ohne auf die brüllenden, krachenden, pfeifenden Trümmer zu achten, und küspelte demütig:

„Verzeihen, Excellenz!“

„Das ist ja eine förmliche Revolution,“ schrie der Wissende, „es scheint ein Weltbeben zu sein, das mir plötzlich mein gewaltiges Schloß fortgerückt und mich obdachlos gemacht hat!“ — Der Kleine wies erlaut auf die Gießlampe, die jetzt auf der Längsseite lag.

„Verzeihen, Excellenz,“ erwiderte ich bescheiden und mit flehender Entschuldigung, „das war ich!“

Der Wissende kreischte, als ob er mit dem Messer über einen Löffel gestrichen hätte. Das war offenbar sein höchstes Gefächter. „Meiner Schächer! Meiner Schächer!“, lachte er und die ganze Gestalt bebte dabei wie die weiße Rechte eines Frosches. „Sie wollen so etwas machen können, Sie menschlicher Spatzvogel Sie! Was so ein zweibeiniges Sängertier alles kann, es pfeift, und alle Naturgesetze — hui! hast du nicht gesehen! — tanzen nach seiner Weise!“

Der Wissende lachte wieder, daß er zu lachen drohte.

„Sie wohnen nicht besonders behaglich,“ begann ich wieder, indem ich das Gespräch in der Richtung meines Zuliegens zu heuern trachtete.

„Was soll man machen!“ kreischte der Wissende, „der mit gekreuzten Beinen auf dem Boden unmittelbar neben meinem rechten Ohr tanzte. „Nicht Schloß, das mir das Weltbeben nur mit gestürzt hat, war doch recht geräumig und kühlte sehr angenehm. Freilich war die Oede schadhast. Es regnete und schneite durch —“

# Don der Weltausstellung.

## I. Vor der Eröffnung

Paris, 12. April 1900.

An diesem Sonnabend, dem 14. April, wird der sozialdemokratische Handelsminister der französischen Republik, Alexander Millerand, die Weltausstellung eröffnen. Die Frage, ob der in dem noch von Carnot unterzeichneten Ausstellungs-gesetz vorherbestimmte Termin innegehalten werden könne oder nicht, hat in der letzten Zeit Stoff zu erregten Debatten in Frankreich abgegeben. Wenn auch alle Franzosen gleichermaßen Anteil nehmen an dem Erfolg der Ausstellung, die eine nationale Angelegenheit im stärksten Sinne des Wortes ist; so hofften doch gar viele auf einen schönen Anlaß, um über das jetzige Ministerium die ganze Schale heißen patriotischen Jorns ausschütten zu können. Die guten Leute werden sich nunmehr gewiß mit der Konstatierung begnügen, daß der große Völkermarkt am 14. April zwar eröffnet wird —, aber nicht fertig ist. In den letzten Tagen war es wahrhaft lebensgefährlich, eine Expedition in das Ausstellungsgebiet zu unternehmen: Menschen, Tiere und Maschinen werden bis zur völligen Erschöpfung an-ge-spannt, um noch zu beurden, was beendet werden kann, um zu vermeiden, was man trotz aller Anstrengungen halb fertig lassen muß. Ein mächtiges Wogen und Drängen, ein fast unheimliches Treiben und Hasten an allen Orten! Zehntausende und abermals Zehntausende von Neugierigen jeden Alters und Geschlechts umdrängen zu jeder Stunde des Tags die Ausstellung, um wenigstens hier und da ein Stückchen von den Herrlichkeiten zu erblicken, die der dichtgefügte Zaun ihren Blicken noch neidisch vor-enthält; an den prächtigen Semebräden, von denen man einen Teil der Gebäude bequem überschauen kann, herrscht ein wildes Treiben und Wogen; Menschen und Gefährte bilden einen wirren Knäuel, und es bedarf der ganzen Kunst großstädtischer Maßher, um einen Wagen sicher und ohne Unfall durch diese Engpässe zu leiten. Am bequemsten haben es die Dackpassagiere hoch oben auf den Omnibusen, denn nur Schritt um Schritt und mit langen Pauken rücken die Kolosse vor, die ebenso viele wandelnde Zuschauertribünen sind. Dabei ist das Wetter fast und unfeindlich in Paris; wie wäre es erst, wenn der Frühling mit strahlender Pracht hier schon ein-gezogen wäre und neue Hunderttausende von Gästen aus den Pändern koste!

Auf beiden Ufern der Seine, vom Entreeplatz (Place de la Concorde) bis zum Trocadero auf dem rechten, und von der Esplanade der Invaliden bis zum Marsfeld erstreckt sich das un-vergleichlich schöne Ausstellungsgebiet, eine Fläche von 108 Hektaren bedeckend. Wundervoll gliedern sich die zum vorübergehenden Gebrauch gleich-iam aus dem Vaden geklapperten Gebäude den prächtigen Städte- bild zu und ein. Seine königliche hohen Paris Paläste und Gärten von oft beschriebener Schönheit geschaffen, aus dem Mark und Blut des Volks; als das Königtum diese Dürste geleistet hatte und seine Zeit erfüllt war, schaffte man es ab; dann kam eine neue Epoche, das Kaiserreich, und der Dezembermann ließ seinen Präfelden Hauptmann mit rücksichtsloser Energie eine neue Stadt bilden; sicherlich hat das unglückliche Opfer gelostet und der Bevölkerung unerhörte Lasten auferlegt, aber heute sieht man nur noch die Erfolge und die Schönheiten. Paris ist die Stadt der Ausstellungen; seine ganze Anlage, seine Bayart, seine nationale und internationale Bedeutung haben es dazu gemacht. Und der kapitalistische Konkurrenzkampf, der seine Fechter und Opfer zugleich mit blutiger Geißel vorwärts treibt, trug das Seine dazu bei. Daß Paris alle elf Jahre seine Weltausstellung haben muß, ist in Frankreich allmählich zu einem fundamentalen Glaubenssatz geworden.

Bevor wir uns in den folgenden Briefen mit den Einzelheiten des großen und imposanten Werkes befassen werden, bevor wir uns in eine Unternehmung der Zwecke, Mittel und Erfolge der Ausstellung vertiefen, müssen wir wenige Zeilen einem allgemeinen Ueberblick widmen. Eine Nebensache über die Leistungen des abgegangener neunzehnten Jahrhunderts auf möglichst allen Gebieten menschlicher Thätigkeit zu geben, das ist die Grundidee dieser Schöpfung. Das neunzehnte Jahrhundert ist im eminenten Sinn das Zeitalter des Kapitalismus; es soll dem die Ausstellung einen Triumph des Kapitalismus darstellen. Ist es da nicht charakteristisch, daß ein Sozialdemokrat hervortritt, dies Welt zu Ende zu führen? Wenn man darin nicht wie mehr französischen Genossen die span- nische Andeutung sehen will, daß der Sozialismus hervortritt, den alternden Kapitalismus abzuschaffen, so wird man es wenigstens als guten Will der Weltgeschichte kennzeichnen betrachten. Sollte die Grundidee verwirklicht werden, so weit sie sich überhaupt ver-wirklichen läßt, so mußte der Ausstellung von vorn- herein ein wesentlich historischer Charakter gegeben werden. Das hat man auch in ungenügender Weise zu thun ver- sucht; jeder einzelnen Abteilung hat man einen historischen Hintergrund gegeben, eine Art kleinen Museum, in welchem dem Besucher ein wenig aber wichtiger Reichtum die Fortschritte jedes einzelnen Industriezweiges im 19. Jahrhundert klar werden sollen.

Soll eine Ausstellung mehr sein als eine bogarmnäßige An- häufung bunt zusammengewürfelter Waren von mehr oder weniger großem Werte, so bedarf es vor allen Dingen einer klaren saß- lichen Eintheilung in Gruppen und Klassen. Das ist jedoch leichter gesagt als gethan. Das moderne Leben hat nicht allein auf dem industriellen Gebiet eine Spezialisierung erzeugt, die, um einen vollstän- digen Ausdruck zu gebrauchen, ins Un- greife geht.

„Man hätte einige Scherben über die Löcher legen sollen,“ rief ich höhnerisch.

Der Wissende lachte wieder: „Sie sind ein hartnäckiger Schaler! Ein paar Scherben auf die Löcher legen — als wenn das gar nichts wäre! Das ist töllisch, Sie sind ja ein ver- wegener Umstürzler. Wollen alles auf einmal machen. Die Löcher sind nun einmal da, ich lebe schon seine etlichen Billionen Jahre. So lange ich denken kann, sind immer die Löcher in der Decke meines Schlosses gewesen, und sie werden bleiben, bis sie im Lauf der Billion-Billionen, wenn das Metall wächst, allmählich kleiner werden und ganz verschwinden. So lange muß ich den Regen und den Schnee erdulden. Wir müssen uns den Naturgesetzen fügen, werter Herr, das hilft nun einmal nichts. Ge- duld und ruhig Blut, das ist alles, was wir thun können. Das ist das Geheimnis der Entwicklung. Reden Sie mir nicht davon, daß man diese schwierigen Fragen im Handumdrehen zu lösen vermöchte. Billion-Billionen Jahre und vielleicht noch mehr gehören dazu, bis sich etwas bessernd gestaltet. Die Seele der Welt ist —“

„Was ist sie —“, fragte ich erregt.  
 „Langsamkeit“ — erwiderte der Wissende feierlich. „Das wissen Ihre Staatsmänner auch ganz gut. Ich habe sie unterrichtet.“

Da waren wir mitten in dem ausgelag, was ich zu erfahren wünschte.

„Und Sie glauben nicht, daß es möglich ist für uns Menschen, auszuführen, was uns die Vernunft gebietet, einzuzweifen und aufzu- bauen, zu zertrümmern und zu gestalten, wie es die sinnvolle Ein- sicht gebietet?“

„Utopist!“ schalt der Wissende. „Nehmen Sie sich vor der Polizei in acht, so etwas darf man nicht einmal denken. Am Ende reden Sie noch — wie sagt man doch bei Ihnen — von Menschen- gl—gl— ich hab's — von Menschenglück. Nehmen Sie sich an Ihren Ministern ein Beispiel!“

Zu diesem Augenblick brauste ein Windstoß über uns hinweg.

„Frühlingssturm!“ — rief ich begeistert.

„Ja, es giebt!“ sagte der Wissende und rieb sich sein Bein, in dem die Sicht zu nagen schien. „Aber, wie gesagt, mein kleiner junger Utopist: Langsamkeit ist die Seele der Welt!“

„Es giebt Menschen, die den Frühlingssturm fürchten, weil er leicht einige Fenstercheiben zertrüht,“ rief ich.

„Die Augen Menschen thun recht daran,“ erwiderte der Wissende.

„Aber sie haben doch nur notwendig, ein Stück Holz zwischen Rahmen und Flügel zu klemmen, dann kann der Frühlingssturm durch das geöffnete Fenster hineinwehen, ohne daß auch nur eine Scheibe krum!“

„Sie schwämmen wieder von Unmöglichkeit, mein Lieber!“ spottete der Wissende. „Solch ein Stück Holz giebt es nicht, und wenn es dergleichen gäbe, vermöchte es niemand so, wie Sie es vorzuschlagen, zu benutzen! Man muß warten. Die Dinge entwickeln sich nicht so rasch. Wir können gar nichts plötzlich thun, so auf ein- mal, nur von der unendlichen Zeit können wir die Erfüllung unserer Wünsche erhasen. So wahr dies Gras, das hier das Land bedeckt, weiter dürr bleiben wird, wie es gewesen ist in all den unzähligen Jahren, die ich schon gelebt habe, so wahr wird Ihre sogenannte Vernunft nicht Willen Unmöglich erzeugen können. Das ist gegen die Natur!“

Übermals jagte der Frühlingssturm über das Feld. Ich erhob mich vom Boden; im Aufstehen zertrat ich das Vergrößerungs- glas und der Wissende war so für mein Auge verschwunden. Mit ihm aber war auch alles Kleinliche Verzagen aus dem Gemüt geweht und in das Brausen hinein rief ich, daß die Worte wie auf den hastenden Wellen ins Weite segelten:

„Du winziger Zwerg! Hoyt erlomme ich Dich. Lebst schon ewige Zeit, und weicht doch nur, was eben erst geschehen. Kaumst nicht hinaussehen über den Augenblick der Gegenwart, hast vergessen, was vorher war, und kaumst nicht schauen, was werden wird — das Verwehende ist Dir das Weibende, das Stäubigen die Welt, der flüchtige Zufall die ewig starre Notwendigkeit, die in Jahrbillionen nur sich merkbar vorwärts wälzt. Nicht das Warten lehrt uns, Du Zwerg, Natur, sondern Schaffen und Wirken in stürmender Fruchtbarkeit. Morgen bereits schwindet der öde Rest von Wusch und Baum, über Nacht erwacht das atrende Grün all- überall und bald hergen wir wieder die prangende Frucht in der Scheuer. Die Natur jandzt in Erzeugen, ihr scheinbares Verliegen und Stoden ist nur ein Alchemolen, und im Sturm lernt sie gewaltig, wie aus dem Nichts unglücklich, unvollständig junge neue Welten von Kraft und Schönheit. Das ist das ewige Feuerlags- wunder der Auferstehung, die Mahnung der Natur an die menschliche Vernunft, ihr gleich zu sein im überströmenden Schaffen zweckmäßiger Arbeit. Die Stereier liegen hinter allen Wänden, ihre Schatten- schenken sich, zu zerbrechen, damit das Leben ins Licht wachse. Wenn nur der Weg nicht scheuen und die Augen öffnen!“

Am Sonntag ging ich wieder hinaus auf das Feld, wo ich den Wissenden getroffen. In der Mitte sprachte zwischen dem Ger- schampel lustig allerlei Krant, es überstieg schon die kleineren Scherben, und in den Stertagen wird die ganze Aufstellung beträchtlich im Grünen verankert sein.

Der Wissende war vor diesem revolutionären Erwachen der Dürre- gestücht.

J. o.

Man braucht nur einmal eine Uebersicht über die letzte deutsche Gewerbestatistik angeschaut zu haben, um über die Hunderte und Aberhunderte von verschiedenen Gewerben in Erfahrung gesetzt zu werden. Und da handelt es sich doch nur um das gewerbliche Leben, während die Ausstellungen auch die andern Zweige menschlicher Thätigkeit in ihren Kreis ziehen will.

Die Pariser Ausstellung vom Jahre 1855 zählte in acht Gruppen 30 Klassen von Ausstellungsgegenständen; die von 1867 in 10 Gruppen 95 Klassen; 1878 teilte man ungefähr noch denselben Gesichtspunkten ein; 1889 wollte man mit allen nur möglichen Mitteln den Ueberblick durch möglichste Zusammenfassung alles zu einander Gehörigen erleichtern und begünstigte sich mit 87 Klassen in 9 Gruppen. Aber die Entwicklung ist stärker als der Wille der Ausstellungsleiter, und so hat man diesmal 121 Klassen in 18 Gruppen eingerichtet. Im wesentlichen hat man dabei folgenden Plan zu Grunde gelegt: an der Spitze steht Erziehung und Unterricht des Menschen, als des Trägers aller Kultur; folgen Kunst und Wissenschaft als die feinsten Blüten dieser Kultur, die wiederum ihre Grundlage und ihren Stützpunkt findet, in der Industrie, dem Verkehr und dem Handel, dem Landbau, der Gartenwirtschaft, dem Forstwesen und dem Bergbau mit allem was zu diesen einzelnen Gebieten jeweilig in nahestem Zusammenhang steht; besondere Gruppen sind dann der Gesundheitspflege, dem häuslichen Leben, dem Kunstgewerbe gewidmet; aber auch dem Kriegswesen zu Wasser und zu Lande hat man einen Platz eingeräumt. Mit Recht, denn es wäre ein schneidender Widerspruch, wollte man die Nothheiten unsres sozusagen „Kulturlebens“ ganz übergehen.

Daherhin bevorzugt die Ausstellung, eben weil sie einen Triumph darstellen soll, gar zu sehr den schönen Schein. Die grauenhaften Zustände im modernen, von der vielgepriesenen kapitalistischen Epoche geschaffenen Massenproletariate bleiben dem Blick der frohen Zuschauer verborgen — wie es hinter den Coullissen aussteht, das soll nicht gezeigt werden. Die absterbende bürgerlich-kapitalistische Epoche hat das Bedürfnis, sich noch einmal an ihren Erfolgen zu berauschen, sei es auch auf die Gefahr eines tüchtigen Katzenjammers. Man erzählt von einer indischen Wasserblume, die immer erst der sinkenden Sonne ihre prächtigen Blüten entgegenreckt, um sie von den letzten Strahlen des glühenden Abendroths wie von den Flammen eines Scheiterhaufens umhosen zu lassen, bevor sie in die Tiefe versinkt: so umstrahlt der Glanz und Glanz einer untergehenden Menschheitsepöche auch diese Eintagsblüte menschlicher Kunst und menschlichen Fleißes. — S.

### Kleines Feuilleton.

**g. Oster Spaziergang.** Zwanzig Jahre werden es nun bald, aber ich weiß es noch, als wäre es gestern gewesen. Wir wohnten noch nicht lange in Berlin. Der Trübel und Lärm des Anzugs war kaum zu Ende — nun war Ostern da.

Kein fröhlich lachendes Frühlingstfest, kalte, graue, stürmische Märztagte. Den ganzen ersten Feiertag goß der Regen in Strömen, erst gegen Abend klärte sich das Wetter. Die Steine trockneten auf, die Sonne kam hervor, rötlich golden lag ihr Widerschein auf den ragenden Häusermassen.

Der Vater legte die Zeitung beiseite, öffnete das Fenster und beugte sich hinaus:

„Wollen wir nicht noch ein bißchen gehen?“

Die Mutter zuckte die Achseln: „Wohin denn noch?“

„Und wenn es nur durch ein paar Straßen ist, können uns ja noch ein Stück Berlin ansehen, kommt nur.“

Durch welche Straßen wir gingen, ich weiß es kaum. Es war da drinnen in der Altstadt, in der „City“. Die Straßen waren still und leer, blau gewaschen vom Regen standen die Häuser, die großen Schaufenster verhangen, nur in den oberen Etagen zeigte sich hin und wieder zwischen reingewaschenen Festgardinen ein neugieriges Gesicht.

Der Vater erzählte viel. Er hatte seine Jugend in Berlin verlebt, und er liebte Berlin und kannte seine Vergangenheit und wußte, was hier geschehen war und was dort.

Da war die Spandauerstraße mit ihren alten Patrizierhäusern. Hier hatte das Rathaus gestanden und da die Gerichtsstube, die nun schon so lange nicht mehr da war. Und dann der Alexanderplatz, hier war der Stelzenweg gewesen, er hatte ihn noch gekannt — ein altes verwettertes Haus — und dort die Georgenkirche, wo sie in alten Zeiten die Bestlichen begraben hatten, und wo das Hospital der Unfähigen stand.

Und dann kamen wir in den Friedrichshain. Es war schön darin, wundervoll! Nach der Enge der dunstigen Gassen hier draußen der Frühling! Noch standen die Bäume lahl und leer, aber es war ein Knospen und Schwellen über ihren Zweigen. Ein wärziger Duft stieg aus dem Boden auf, ein Duft von feuchter Erde und jungen Gras. An den Hängen blühten Crocus und Schneeglöckchen. In der höchsten Spitze einer Linde saß die Drossel und sang.

Planlos schritten wir durch den süßen Park. Ueber verschlungene Wege im Innern, dann wieder am Saum entlang, weiter, immer weiter. Jeder schweig, atmete den frischen Frühlingdunst, lauschte auf das Drosselied und schwieg — aber dann . . .

„Ach, ein Kirchhof —“ Die Mutter blieb stehen und wies zur Seite, und der Vater darauf: „Die Märzgefallenen!“

In schmalen Gängen gingen wir zwischen den versunkenen Gräbern hin. Der Vater erzählte wieder. Er hatte alles mitangesehen, als Knabe damals. Er war auf dem Schloßplatz gewesen, als das Volk zusammenlief, sein Recht zu fordern; er hatte gesehen, wie ihm die Soldaten als Antwort — Kugeln sandten. Den Kampf auf den Barrikaden hatte er gesehen, zu seinen Füßen hatten die Leichen der Erschossenen gelegen.

„Die Kugel mitten in der Brust,  
Die Stirne breit gespalten —“

Mit verhallener Stimme begann er das alte Lied, seine Augen gingen über die Gräber fort, als läßen sie in eine andre Welt. . . .

So standen wir eine ganze Weile, wortlos, überwältigt von Erinnerungen; dann nahm die Mutter einen Fliederzweig und ließ ihn durch die Finger gleiten: „Seht die dicken Knospen, ein paar Tage und er ist grün. Alles kommt wieder — die Blätter, die Blumen, alles hat sein Ostern, nur der Mensch bleibt fort. Die da unten — was haben sie nicht gehofft, erstrebt und erträumt — nun liegen sie in der Erde, ihr Streben — wo blieb es? Dunkelheit ist darüber und Nacht. . . .“

Aber der Vater wandte das Haupt und sah sie an und sagte: „Sie werden auferstehn!“ Und es war in seiner Stimme ein Ton, den ich nicht vergessen kann.

Zwanzig Jahre liegen zwischen heute und damals, und ich höre ihn immer noch. Und ich verstehe, was das Kind nicht verstand, und er findet ein Echo in meinem Herzen, das ihn jubelnd aufnimmt und weiter trägt. . . . Trotz Tod und Nacht und Dunkelheit: Ostersgelaute — Osterbasilika: „Sie werden auferstehn!“ —

### Astronomisches.

— Vom Planeten Venus. Nach einer Drahtmeldung des Direktors der Nicolai-Hauptsternwarte Pulkowa bei Petersburg vom 10. April an die Centralstelle für astronomische Telegramme in Kiel hat nach der „Voss. Zig.“ der Astronom der Pulkowaer Sternwarte Belopolski die langumstrittene Frage, ob der gegenwärtig so hell scheinende Abendstern, der Planet Venus, eine Umdrehungsbauer von 225 Tagen oder eine solche von nur nahe 24 Stunden hat, in letzterem Sinne entschieden. Nach der kurzen Drahtmeldung ist die Entdeckung durch vier photographische Aufnahmen des Spektrums der Venus gelungen; es wird sich dabei um die Verschiebung der Spektrallinien an zwei gegenüberliegenden Randstellen der Equatorialhälfte der Venus handeln. Aus einer solchen Verschiebung der Spektrallinien, wenn sie scharf gemessen werden kann, läßt sich die Geschwindigkeit der Bewegung des einen Randes auf uns zu, des andern von uns weg in Kilometern für die Sekunde angeben, und damit ist dann auch die Umdrehungsdauer bestimmt. Zu einem ähnlichen Ergebnis war schon der römische Astronom de Vico im Jahre 1842 durch die Fleckenbeobachtung der Venus gelangt; in neuerer Zeit bis heute wurde aber die längere Umdrehungsdauer von 225 Tagen eifrig verteidigt. —

### Humoristisches.

— Ein fluger Sohn. Vater (der sich soeben die zehnte Maß einschenken ließ): „. . . Wenn Mama fragt, wie viel Bier ich getrunken, so sagst Du dreil. . . Bestanden?“

Karlchen: „Papa, ich will lieber sagen: sechs — sonst merkt sie’s!“ —

— Jaso! „Aber, Fritz, wie siehst denn Du aus?“

„Der Müller Karl hat mich in den Dreck geworfen!“

„Dummer Junge, warum hast Du Dir denn das gefallen lassen? Hät’st ihm doch eine Ohrfeige gegeben!“

„Die hab’ ich ihm ja vorher gegeben!“ —

— Erschwerend. „Pfeife, wir werden Sie nach einer andern Abtheilung versehen müssen! Erstens wird im Bureau nicht geschlafen, und zweitens werden Sie mit Ihrem Schnarchen den Herrn Rat auf!“ — (Flieg. Bl.)

### Notizen.

— Kapellmeister Schalk scheidet mit dem 15. April aus seiner Thätigkeit an der Berliner Hofoper, um sein Engagement in Wien anzutreten. —

— Die Leitung der Gesellschaftskonzerte der „Wiener Gesellschaft für Musikfreunde“ wurde für die nächste Saison Ferdinand Löwe übertragen. Richard v. Berger wurde Direktor des Konservatoriums. —

— In Carnuntum, der ehemaligen römischen Festung im Noricum, stieß man auf ein vollständiges Waffen- und Verpflanzungsmagazin von äußerst solider Bauart. In den Räumen fand man einen sehr reichen Vorrat römischer Waffen, im ganzen 1037 Stück, unter denen sich auch Bruchstücke des Schienenpanzers (lorica segmentata) befanden, sowie Vorräte von Gerste, Erbsen, Hirse usw. Zugleich wurden hier auch wichtige Inschriften gefunden, die aber noch nicht vollständig entziffert und gedeutet sind. —

— Die Anbaufläche für Linsen ist im Deutschen Reich von 1874—1893 ungefähr um ein Drittel zurückgegangen. —